

Während ich im Sekretariat der «Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte» in einer Jugendstilvilla Herrn Professor Tanner erwarte, schaue ich aus dem Fenster in den ruhigen Garten, der mit kleinen Wegen zum Spazieren einlädt. Bereits in der kurzen, herzlichen Begrüssung empfinde ich die warme Offenheit dieses Menschen.



# Jakob Tanner

Prof. Dr., Ordinarius für Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und der neuesten Zeit am Historischen Seminar und an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich.

Herr Professor Tanner, können Sie uns über die verschiedenen Projekte der Forschungsstelle, die sich mit der jüngsten Geschichte der Schweiz beschäftigt, berichten?

In den vergangenen Jahren leitete ich Forschungsvorhaben zur Weltmarktintegration des Kantons Appenzell Auser rhoden seit dem 18. Jahrhundert, zur Geschichte der Staatsbetriebe SBB und PTT im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, zur Sterilisierung von Frauen aufgrund von psychiatrischen Gutachten in Deutschschweizer Kliniken seit dem Ersten Weltkrieg und zur Einführung der Psychopharmaka ab den 1950er-Jahren. Dazu kommen Projekte zum 1926 ge-

gründeten Hilfswerk «Kinder der Landstrasse», welches sogenannten «Zigeunerfamilien» die Kinder weggenommen hat, zur Entwicklung der Pro Helvetia und zum Aufstieg von Kunstmärkten.

Sie sehen, das inhaltliche Spektrum ist breit und facettenreich. Seit Oktober 2012 führen wir mit drei weiteren Universitäten ein grosses Projekt zur transnationalen Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg durch, das mit einer Wanderausstellung verbunden wird. Geplant ist auch ein Projekt zur schwierigen Geschichte der Gehörlosen in der Schweiz, die als sogenannte «Taubstumme» lange Zeit unter repressiven Bedingungen lebten.

Alle diese Projekte verstehen sich nicht mehr als Nationalgeschichtsschreibung im traditionellen Sinne. Sie greifen Themen auf, die sich nicht ausschliesslich in einem nationalen Rahmen analysieren lassen. Sie dienen nicht der Rechtfertigung des Staates, sondern sind mit einer Kritik an gesellschaftlichen Wertvorstellungen, an Institutionen und professionellen Praktiken verbunden, die nicht an Landesgrenzen haltmachen. Als Historiker bin ich daran interessiert, die

vielfältigen Bezüge zwischen lokalen, regionalen, kantonalen, nationalen, europäischen und globalen Einflüssen sichtbar zu machen. Die Geschichte der modernen Schweiz lässt sich ohne Globalgeschichte überhaupt nicht verstehen. Der neutrale Kleinstaat wurde im Ausland reich. Die rechtlich-institutionellen Grundlagen des Landes bildeten sich in europäisch-transatlantischen Austauschbeziehungen heraus, und die Geschichte der Schweiz ist ohne das Völkerrecht nicht zu verstehen.



«Ich bin daran interessiert, die vielfältigen Bezüge zwischen lokalen, regionalen, kantonalen, nationalen, europäischen und globalen Einflüssen sichtbar zu machen.»

Es gibt, so viel ich weiss, keine Arbeiten über die Oberschicht. Warum das?

Es gab durchaus solche Studien. Bekannt wurde das breit angelegte sozialgeschichtliche Projekt zur Bürgertumsforschung, das in Deutschland in den 1970er-Jahren gestartet wurde und auf die Schweiz ausstrahlte, wo fundierte Darstellungen der bürgerlichen Schweiz entstanden. Inzwischen liegen interdisziplinäre Studien über «die Reichen» vor, zudem biografische Darstellungen wichtiger Herrschaftsträger und ausgezeichnete Wirtschafts- und Unternehmensgeschichten. Der historische Blick nach oben, auf die Machteliten, fasziniert eben auch kritische Historiker. Besonders produktiv wird das Thema, wenn es auf das Spannungsfeld zwischen einer ausgeprägten wirtschaftlichen Ungleichheit und dem republikanischen Gleichheitspostulat bezogen wird. Wirtschaftliche Macht ist nicht demokratisch legitimiert. Wie lässt sich dies mit der Idee vereinbaren, in der Schweiz sei «das Volk» der Souverän?

Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Es stimmt, dass die Oberschichten historisch schwieriger zu fassen sind als soziale Bewegungen. Wer mächtig ist, muss nicht dauernd von sich reden. Wer hingegen gesellschaftliche Verhältnisse infrage stellen möchte, hat häufig kaum ein anderes Mittel als das der Wortergreifung und der verbalen Mobilisierung. So kommt es zu einem Phänomen, das ein Historiker als «Rumpelstilzchen-effekt» bezeichnet hat: Die Reichen sind froh, dass niemand weiss, dass sie die Reichen sind. Hingegen reden Sozialisten und Kommunisten immerzu von sich, um andere zum Protest zu motivieren. Das war gerade in der Schweiz der Fall, wo



«Der historische Blick nach oben, auf die Machteliten, fasziniert eben auch kritische Historiker.»

die Linke die Revolution nie «im Heugabelsinne des Wortes» verstanden hat (wie der Sozialdemokrat Robert Grimm nach dem Landesstreik vom November 1918 erklärte). Auch die Frauenbewegung wurde erst dann ernst genommen, als sie den Ausschluss des weiblichen Geschlechts vom Stimm- und Wahlrecht zu skandalisieren vermochte. Die Männer hingegen gingen mit grosser Selbstverständlichkeit davon aus, ihr Monopol auf die direktdemokratische Entscheidungsfindung und die parlamentarische Repräsentation sei gleichsam Ausdruck natürlicher Verhältnisse. Das wollte man eigentlich nicht begründen müssen. In meinen eigenen Projekten spielen solche Machtasymmetrien zwischen Geschlechtern, Klassen, kulturellen Gruppen und Regionen eine wichtige Rolle.

«Ich absolviere nicht schubladenfertige Kurse, sondern veranstalte Kolloquien, die auch für mich in vielem neu sind.»



Im universitären Unterricht gilt es, Forschung und Lehre zu verbinden. Wie machen Sie das?

Die Lehre ist sehr wichtig für eine Universität. Und auch sehr anspruchsvoll und zeitraubend, wenn man sie ernst nimmt. Dieser Einsatz geht bei mir durchaus auf Kosten von Publikationen. Ich würde gerne mehr Bücher schreiben. Was die Forschung betrifft, so gibt es allerdings immer wieder produktive Verbindungen mit Lehrveranstaltungen, die ich durchführe. Ich absolviere nicht schubladenfertige Kurse, sondern veranstalte Kolloquien, die auch für mich in vielem neu sind. Oder ich organisiere, wie gerade dieses Semester, Archivseminare, die auch für mich überraschende Einsichten bereithalten. Man hat nie ausgelernt. Ich finde es prekär, wenn an einer Universität der Eindruck vermittelt wird, die Professoren wüssten alles, und die Studierenden müssten das nun möglichst alles lernen. Es gibt eine Tendenz, den Lernerfolg ausschliesslich am Bestehen von Prüfungen zu messen. Das finde ich problematisch. Das führt in eine Richtung, in der Studierende immer tüchtiger, dabei aber, vom intellektuellen Potenzial her, immer schlichter werden. Wenn ich

auf die bisherigen 15 Jahre Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität Zürich zurückblicke, so erfüllen mich vor allem die vielen gelungenen Forschungsarbeiten – Dissertationen, aber auch veröffentlichte Lizentiatsarbeiten – mit Befriedigung. Da trägt die forschungsorientierte Lehre, in der das Handwerk des Historikers gelernt wird, seine Früchte.

Besteht ihr persönliches Engagement darin, über das Studium den Zugang zu historischem Bewusstsein zu öffnen? Ja, klar. Historiker sind Experten für Wandel. Es gibt kein Phänomen, das sich der Historisierung entziehen könnte. Auch die Wahrheit nicht. Was nicht heisst, dass es keine Wahrheit gibt – sie wirkt als solche aber immer in spezifischen historischen Konstellationen. Man mag sagen, dass Mathematik universell gültig ist und über der Zeit steht. Aber selbstverständlich hat auch das mathematische Denken eine Geschichte, eine sehr spannende sogar. Ebenso wie die Menschenrechte, die zwar einen universalistischen Bezugspunkt auch für die historische Interpretation darstellen können, die jedoch immer in ihren Machtwirkungen, ihren partikularen Instrumentalisierungen und



Internationale und interkulturelle Projekte sind wichtige Elemente der modernen Geschichtsschreibung.

ihrer ganz unterschiedlichen Definition zu untersuchen sind. Ist zum Beispiel das Recht auf Arbeit ein Menschenrecht? Gehört das Recht auf Freizeit in den Katalog? Je nachdem, wie das Konzept gefasst wird, gelangen auch Historiker zu unterschiedlichen Beurteilungen der menschenrechtlichen Lage in verschiedenen Gesellschaften.

Würden Sie sagen, dass Geschichte auf diese Weise auch politisch wird? Historisches Bewusstsein ist auch immer politisches Bewusstsein. Geschichte wird immer wieder als «Orientierungswissenschaft» verstanden. Sie mag zwar zur Orientierung in einer immer komplexeren Gesellschaft beitragen – doch ihr wichtigstes Ziel besteht in der Sensibili-

sierung für Gegenwartsprobleme. Dazu gehören zentral Fragen der gesellschaftlichen Ungleichheit. Während die Sozialgeschichte sehr stark das «Oben» und «Unten» betont hat, werden heute stärker Prozesse gegenseitiger Anerkennung und das Aushandeln von Ansprüchen sowie Positionen untersucht. Auch die Reproduktion sozialer Differenz und die Deutung von Ungleichheit wandeln sich mit der Zeit. Gesellschaftliche Verhältnisse wurden häufig durch ein kurzschlüssiges Argumentieren à la «Das war schon immer so» oder «Menschen sind halt so» gerechtfertigt. Das entpolitisiert. Wenn die Geschichtswissenschaft demgegenüber Veränderungsprozesse und Möglichkeitenhorizonte aufzeigt, wird sie unweigerlich politisch. Jede Gegenwart weist



«Geschichte – ihr wichtigstes Ziel besteht in der Sensibilisierung für Gegenwartsprobleme.»

einen Zukunftsüberschuss auf, hält viele Optionen bereit, von denen nur wenige sich realisieren. Die Vermittlung dieses Gefühls für das Mögliche ist gerade in einer Zeit wichtig, in der Technologie als Zwang und Zukunft als alternativlos wahrgenommen werden. So liesse sich sagen, dass Historiker auch Experten für Möglichkeitsräume sind oder sein sollten.

Kann man sagen, dass die Öffnung in das Interdisziplinäre der letzten 30 Jahre mit einer Reduktion des autoritären, belehrenden Anspruchs einhergeht?

Ja, es gibt eine starke Auseinandersetzung mit Autorität und Macht gerade in der Geschichtswissenschaft. Wenn wir die hier geltenden Objektivitätsideale

«Heute stellen Historiker Fragen, die der Staat nicht vorgesehen hat.»



betrachten, so lassen sich die damit verbundenen autoritären Deutungsansprüche unschwer erkennen. Nehmen Sie zum Beispiel Johann Gustav Droysen, den Vater der modernen Historik, der von 1808 bis 1884 lebte. Droysen wollte die Geschichtsschreibung verwissenschaftlichen, indem er Regeln für die Quellenkritik und das historische Handwerk aufstellte. Politisch war er gleichzeitig ein glühender Borussianer. Für den preussischen Staat ging er durchs Feuer. Kollegen, die eine kleindeutsche Einigung unter Führung Preussens kritisierten, diskreditierte er als feige Leisetreter. Diese Gleichzeitigkeit von objektivem Geltungsanspruch und politischem Standpunkt kann die Geschichtswissenschaft nicht loswerden. Sie kann höchstens differenzierter und reflektierter damit umgehen, als dies seinerzeit Droysen tat. Es gehört zu den Errungenschaften der modernen Sozialgeschichte, dass sie der staatspolitischen Legitimationsfunktion der Geschichtsschreibung ein Ende

bereitet hat. Heute stellen die Historiker Fragen, die der Staat nicht vorgesehen hat und die für Herrschaftsträger und politische Eliten ärgerlich sind.

Im Gymnasium habe ich im Geschichtsunterricht gefragt, wie sich 1860 eine Arbeiterfrau mit vier Kindern die tägliche Milch in der Stadt Bern besorgt habe. Der Lehrer fühlte sich provoziert und schickte mich vor die Tür.

Damit haben Sie die brechtschen Fragen eines lesenden Arbeiters aufgegriffen, die schon immer eine flagrante Kritik an der gesellschaftlichen Machtstruktur und zugleich an einer staatsgläubigen Historie waren. Es ist nachvollziehbar, dass ein autoritärer Geschichtslehrer, der sein Fach als Dienst am Vaterland versteht, ausrastet, wenn ein Schüler eine solche Frage zu stellen wagt. Denn der lesende Arbeiter nimmt eine Perspektive ein, welche die Werteskala umdreht und die Gesellschaft von unten her denkt. Heute kann die Frage nach den Lebens- und

Arbeitsbedingungen von Frauen im 19. Jahrhundert dank vieler Forschungsarbeiten auf eine sehr interessante Weise beantwortet werden. Das hängt auch mit der Lehr- und Forschungsfreiheit zusammen, die an unseren Universitäten gewährleistet ist.

Heisst das, dass heute alles bestens bestellt ist?

Es gibt bedeutend mehr Spielräume. Auf dem Feld der Forschung gibt es kaum mehr Stolpersteine, auch brisante Bereiche wie etwa der internationale Rohstoffhandel, das organisierte Verbrechen oder die Staatsrepressionen gegen Minderheiten werden von Historikerinnen und Historikern untersucht. Im Gegenzug wird auch nicht mehr – wie noch in den 1970er-Jahren – alles für gut befunden, wenn es denn nur kritisch daherkommt. Die arbeitsmethodischen Standards sind gestiegen, die Erwartungen an die Originalität der Forschung auch. Das stellt hohe Anforderungen an die



«Seriose Historiker nehmen hohe Risiken in Kauf.»

akademischen Nachwuchskräfte. Diese neue Situation hat in der Geschichtswissenschaft vieles in Bewegung gebracht. Debatten um Kultur- und Diskursanalyse, um historische Anthropologie, Gender Studies und die Ansätze des Postkolonialismus prägen das Fach. Dies ist nicht selbstverständlich. Noch immer gibt es Staaten, welche die Geschichte für ihre Selbstrechtfertigung instrumentalisieren. «Right or wrong: my country» ist der Schlachtruf der antiliberalen Nationalisten aller Länder. So gibt es etwa in der Türkei einen Artikel im Strafgesetzbuch, mit dem die sogenannte «Beleidigung des Türkentums» sanktioniert wird. Dieser Artikel wird bis heute dazu verwendet, um die Tatsache eines Genozids an den Armeniern strafrechtlich zu unterdrücken. Seriöse Historiker nehmen hohe Risiken in Kauf. Auch Schriftsteller laufen Gefahr, verurteilt zu werden, so etwa Orhan Pamuk, dem das 2011 passiert ist. Man könnte auch auf Ungarn verweisen, wo heute eine beängstigende nationalistische Verengung von Politik und Kultur festzustellen ist. Auch in der Schweiz lassen sich solche Tendenzen feststellen. Noch Mitte der 1980er-Jahre war die Publikation einer Dissertation zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ein Karriererisiko – wie ich das selber erfahren habe. Diese Kriegsjahre sind noch immer stark emotional aufgeladen.

Da besteht ein enormes Konfliktpotenzial. Ich erinnere nur an den Bergier-Bericht, der von gewissen Kreisen als Arbeit von Nestbeschmutzern und vom Staat bezahlten Verrätern aufgefasst wurde. Wie geht Jakob Tanner mit solchen Anschuldigungen um? Wissenschaft ist mit Kritik verbunden, sie lebt von dieser Kritik. Es gibt

insbesondere bei der Deutung der Vergangenheit immer ein Spannungsfeld zwischen Geschichte und Gedächtnis. Historiker beschreiben vergangene Zeiten anders, als sie in den Erinnerungen der Zeitgenossen fortleben. Von daher wäre es merkwürdig, wenn die Arbeit einer solchen Kommission nicht auch auf Kritik stossen würde. In der Schweiz fanden wir Mitte der 1990er-Jahre jedoch eine sehr spezielle Situation vor. Hier hielten die selbst ernannten Sprecher der sogenannten Aktivdienstgeneration noch lange an einem beschönigenden Geschichtsbild fest. Jahrzehntelange Verdrängungen hatten sich zu einer eigentlichen nationalen Lebenslüge verdichtet. Ich persönlich habe allen Respekt vor Leuten, die im Zweiten Weltkrieg gegen das nationalsozialistische Deutschland anzukämpfen bereit waren. Das habe ich damals in Podiumsgesprächen erklärt, das kann man nachlesen. Nichts anfangen kann ich mit der Kritik von Leuten, von denen ich als Historiker weiss, dass sie in den 1930er-Jahren Anhänger des Frontismus waren, um dann nach 1945 als senkrecht Antikommunisten eine verquere Nationalideologie aufzurüsten und gegen Linke anzukämpfen. In dieselbe Kategorie gehört eine Kritik, die einfach nur ignorant ist. Ich erinnere mich etwa an Pressekonferenzen der Bergier-Kommission in den Jahren nach 1997. Da sassen ältere Schweizer Männer im Saal und zogen affektiv aufgeladen über die Kommissionsmitglieder her. Es war von «Junghistorikern, die nicht dabei gewesen waren» und von wohlstandsverwöhnten Kritikern die Rede, welche die harten Zeiten von damals nicht erlebt hätten. In dieser Kommission sassen international hoch angesehene Wissenschaftler, darunter Saul Friedländer, der



«Bei der Deutung der Vergangenheit gibt es immer ein Spannungsfeld zwischen Geschichte und Gedächtnis.»

die Besetzung in Frankreich als Kind in einem katholischen Internat überlebt hatte. Seine Eltern wollten 1942 in die Schweiz fliehen, wurden aber von Schweizer Grenzwächtern abgefangen, den nationalsozialistischen Verfolgern ausgeliefert und in Auschwitz ermordet. Ein weiteres Mitglied der Kommission war Wladyslaw Bartoszewski. Als junger Mann war er im Konzentrationslager Auschwitz. Er überlebte und hat sich nach dem Krieg für die deutsch-polnische Verständigung eingesetzt. Während seines Engagements in der Bergier-Kommission wurde er Aussenminister von Polen. Er sagte in den erwähnten Pressekonferenzen jeweils den polternden Schweizer Aktivdienstlern, sie sollten sich doch etwas besser benehmen, sich vielleicht

ein klein wenig informieren und sich andernfalls für ihre Unbelehrbarkeit schämen. Der Verrätervorwurf hat sich auf diese Weise glücklicherweise selber disqualifiziert.

Welche Probleme gab es denn aus der Sicht der Bergler-Kommission?

Hier stellte sich insbesondere das Problem einer angemessenen Interpretation der Vergangenheit. Soll jede Zeit aus sich selber heraus gedeutet werden? Steht jede Epoche – wie Leopold von Ranke sagte – «unmittelbar zu Gott»? Oder gibt es Wertmassstäbe, die heute gelten und die sich zugleich auf vergangene Gesellschaften projizieren lassen? Oder, anders gefragt: Wie viel Relativismus verträgt die Geschichtswissenschaft? Für den Zweiten Weltkrieg wird dieses Problem dadurch entschärft, dass jene Kritik, etwa an der Flüchtlingspolitik oder an den finanziellen Beziehungen mit dem «Dritten Reich», die sich heute aufdrängt, schon damals geäussert wurde. Sobald man solche Stimmen sucht, findet man sie. Nicht nur bei den Linken, sondern auch bei liberalen und religiös eingestellten Menschen.

Was das «Dabeigewesensein» betrifft, so muss das Problem aus meiner Sicht ganz anders dargestellt werden. Die meisten Werke der Geschichtsschreibung stammen doch von Autoren, die eben nicht dabei gewesen waren. Sobald man sich der Zeitgeschichte zuwendet, taucht allerdings das Problem auf, dass der Historiker über etwas schreiben muss, was er gleichzeitig selber erlebt hat und an das er sich erinnert. Eric Hobsbawm, ein vor kurzem verstorbener grosser Historiker, hat sich mit diesem Problem auseinandergesetzt. Als ein 1917 Geborener

stellte er die Frage, ob es gelingen könne, trotz einer persönlichen Involvierung in die Geschehnisse eine historische Interpretation des 20. Jahrhunderts anzustreben. Dass dies zu leisten ist, hat er mit seinem weltberühmten Werk über das «Zeitalter der Extreme» bewiesen. Dieses Problem holt jeden Historiker ein. Ich lese jetzt auch schon Dissertationen, zum Beispiel zur Solidaritätsbewegung in der Schweiz seit den 1970er-Jahren oder zum Fichenskandal von 1989, in dem ich dann plötzlich selber als Akteur auftauche. Mit einer ausreichenden reflexiven Distanz kann ich auch selber über diese Jahrzehnte sprechen, was ich jetzt gerade tue.

In Ihren Veröffentlichungen ist mir der Begriff Kultur aufgefallen.

Wie verwenden Sie ihn?

Die Hinwendung zur Kultur hat mit geschichtswissenschaftlichen Entwicklungen der letzten 30 Jahre zu tun. Als die Forschungsstelle 1971 gegründet wurde, hatte man die Idee, man könne die Sozialstruktur und die Konfliktodynamik einer vergangenen Gesellschaft mit quantitativen Methoden rekonstruieren, und zwar unabhängig von den Deutungsleistungen und Interpretationsmustern der Menschen. In den 80er-Jahren setzte sich die Einsicht durch, dass dies nicht geht. Denn die volkswirtschaftlichen und sozialstatistischen Daten, auf denen solche Studien aufbauen, haben selber eine komplizierte Geschichte. Die Nation als statistisches Kollektiv ist eigentlich eine sehr junge Erscheinung. Wir können die Zeitreihen, welche von zahlreichen statistischen Erhebungsapparaten bereitgestellt wurden, sehr wohl verwenden – wir müssen dabei aber sehr viel Quellenkritik betreiben. Es gilt aufzuzeigen, aufgrund

welcher Konzepte und in welchen Interessenkonstellationen jene Zeitreihen entstanden sind, die wir heute für statistische Analysen verwenden.

Für mich ist der Ansatz einer Kulturgeschichte des Sozialen wichtig. Die Fragestellungen der Sozialgeschichte bleiben wichtig, das Soziale wird jedoch nicht mehr naiv vorausgesetzt, sondern als eine kulturelle Konstruktion begriffen. Dies führt weg von einer Vorstellung von in sich geschlossenen «Kulturkreisen», wie sie etwa Samuel Huntington in seinem berühmten Buch «Kampf der

## Wichtige Publikationen

(Herausgegeben mit Gisela Hürlimann), *Steuern und umverteilen. Effizienz versus Gerechtigkeit?* Zürich (vdf) 2012.

*Historische Anthropologie zur Einführung.* Hamburg (Junius Verlag) 2004.

(Herausgegeben mit Sigrid Weigel), *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges.* Zürich 2002.

*Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft. Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950.* Zürich (Chronos Verlag) 1999.

Eine vollständige Publikationsliste findet sich unter: [www.fsw.uzh.ch/personenaz/lehrstuhltanner/tanner/publikationen.html](http://www.fsw.uzh.ch/personenaz/lehrstuhltanner/tanner/publikationen.html)

Kulturen» (Clash of Civilizations) vertritt. Kultur ist nichts in sich Kohärentes, sondern ein widersprüchliches und vielschichtiges Phänomen. Weit produktiver ist es, Kultur als fortlaufende Übersetzungsleistung zu sehen. Wir sind gleichsam «Lost in Translations». Identitäten sind multipel und keineswegs so stabil, wie ihre Verfechter das annehmen. Wir erfahren uns ja immer wieder selber als fremd. Wir sind nicht «das Eigene», das sich vom anderen als dem Fremden abtrennen lässt. Es gibt vielmehr kulturelle Überlagerungs-, Austausch- und Aneignungsprozesse.

Sie haben in Ihren Forschungsschwerpunkten auch Drogen und Ernährung aufgeführt. Passt dies in einen solchen Zusammenhang?

Ich habe mit einem Koautor ein Buch zum Drogenproblem veröffentlicht, und meine Habilitationsschrift handelt unter dem Titel «Fabrikmahlzeit» vom Aufbau und Betrieb von Kantinen in der Schweiz. Manchmal werde ich gefragt, wieso ich nicht wichtigere Themen bearbeite. Für mich sind das aber wichtige Themen. Sigfried Giedion, der in den 1940er-Jahren die «Herrschaft der Mechanisierung» analysiert hat, schrieb von der Wirkungsmacht der kleinen Dinge und davon, dass sich auch in einem Kaffeelöffel die Sonne spiegle. Man kann also die grossen Zusammenhänge der Weltgeschichte durchaus in alltäglichen Gegenständen und in Gewohnheiten sehen. Vieles, das mit dem Einsetzen der Frühen Neuzeit auf den Tisch kam, stammte aus unterschiedlichsten Kontinenten. Am Beispiel des Zuckers wurde etwa vom Kulturanthropologen Sidney Mintz das Zusammenwirken von Kolonialismus, Sklaverei, Industrialisierung und

moderne Konsumgewohnheiten aufgezeigt. Mintz beschreibt, wie Zucker von einer mittelalterlichen Rarität zu einem frühneuzeitlichen Luxusgut und dann mit der Industrialisierung zum Massenprodukt für Arbeiter wurde. Er wurde vorwiegend im Tee getrunken, war als «schnelle Energie» beliebt und vereinigte Merkmale in sich, die wir heute mit «Fast Food» verbinden. Auch viele andere Produkte – Kartoffeln, Kaffee, Tomaten, Mais oder Ananas, um

nur einige zu nennen – haben eine spannende Reise durch Räume und Zeiten hinter sich. Geschichtsstudierende interessieren sich sehr für solche Fragen.

#### Gilt dasselbe auch für Drogen?

Ja, auch beim Drogenkonsum, der eng mit der Ernährung zusammenhängt, gibt es spannende Aspekte. So erwies und erweist sich der «Krieg gegen Drogen» häufig als Kampf gegen missliebige Minderheiten, die auf diese Weise stigmatisiert und kriminalisiert werden. Und schon das Kauen von Kokablättern durch die Indigenen in Südamerika wurde von den Kolonisatoren mit Leistungssteigerung, sprich verstärkter Ausbeutung, in Verbindung gebracht. Doping hat moderne Gesellschaften in verschiedenster Hinsicht geprägt. So wurden in der Zeit um 1900 Erfahrungen aus Pferderennen auf den aufstrebenden Radsport adaptiert. Dopingskandale sind im Spitzensport so sicher wie das Amen in der Kirche. Der Drogenkonsum war im 20. Jahrhundert auch eng mit der Geschichte von Kriegen verbunden. Die beiden Weltkriege forcierten den massiven Einsatz von Schmerzmittel- und Aufputzmitteln. Die Verwundeten erhielten Morphium, die Piloten von Kampfflugzeugen schluckten «Stuka-Tabletten», Soldaten assen «Panzer-Schokolade» (die beide Pervitin enthielten). Seit 1950 absolvieren Psychopharmaka eine erstaunliche Karriere; zu den Neuroleptika kamen die Antidepressiva und die Tranquilizer. Auch Medikamente wie Ritalin, das 1954 auf den Markt kam, sind bis heute für unterschiedliche Anwendungen im Geschäft. Inzwischen greift das Problem immer weiter aus. Menschen benötigen Tabletten, um Prüfungen, Bewerbungsgespräche und Partys gut zu überstehen. Mit dem

«Man kann die grossen Zusammenhänge der Weltgeschichte durchaus in alltäglichen Gegenständen und Gewohnheiten sehen.»

«Neuro-Enhancement» wird die Kultur der Perfektionierung und der Imperativ der Selbststeigerung radikalisiert. Es setzt sich ein neuer Gesundheitsbegriff durch, bei dem es nicht mehr darum geht, bloss gesund zu sein. Der Durchschnitt gilt überhaupt als verpönt. Man muss exzellent oder mindestens besser sein als der Rest. Gefragt ist bei Nahrungsmitteln ein additiver Gesundheitsnutzen oder bei Medikamenten eine optimale persönliche Performance. Muntermacher und Beruhigungspillen moderieren das menschliche Selbst auf chemischer Grundlage. Die Geschichtswissenschaft setzt sich heute intensiv mit solchen Entwicklungen auseinander. So habe ich gerade mit der Philosophin Patricia Purtschert das diesjährige Jahrbuch des Zentrums für die Geschichte des Wissens, das ich zurzeit leite, zum Thema «Gesundheit» herausgegeben.

Für solche Forschungsvorhaben müssen Sie auch immer in die Archive gehen.

Was verbindet sich damit?

Archivarbeit ist grundlegend für die Geschichtswissenschaft. Der Begriff der Archivalien hat sich allerdings ausgeweitet. Die Einsicht, dass die Spuren der Vergangenheit äusserst vielfältig sind und dass gerade eine Kulturgeschichte der Alltagspraktiken sich nicht auf öffentlich zugängliche Archive stützen kann, hat sich durchgesetzt. Sogenannte Ego-Dokumente (etwa Briefe sowie Tagebücher) und visuelle Quellen (Fotos, Filme, usw.) sind über die ganze Gesellschaft zerstreut. Historiker müssen kreative Suchverfahren anwenden, um ihre Quellenbasis zu verbreitern. Auch die «Oral history», das Erinnerungsinterview mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, hat an Bedeutung gewonnen.

Das Durchforsten von Archivadokumenten stellt eine spezielle, in vielem faszinierende Arbeit dar. 1989 hat Arlette Farge eine Studie mit dem schönen Titel «Le goût de l'archive» veröffentlicht und auf die Tücken und Chancen der Arbeit in verstaubten Aktenbergen hingewiesen. Sie unterscheidet drei Probleme, denen sich die Geschichtswissenschaft stellen muss: erstens die konkrete Arbeit in den Beständen, die Erfahrung im Archiv. Zweitens dann den theoriegeleiteten Forschungsprozess, in den viele Vorentscheide und Erwartungen eingehen und im Verlaufe dessen die empirischen Materialien – qualitative Aussagen ebenso wie quantitative Indikatoren – nach den Regeln des historischen Handwerks mithilfe wissenschaftlicher Methoden ausgewertet werden. Eng damit verbunden, aber doch unterscheidbar, ist drittens die historische Erzählung. Jede Geschichte folgt einem Plot. Historiker lassen sich von bereits etablierten narrativen Mustern inspirieren und erfinden neue dazu.

Die Darstellungsform hat heute einen ganz andern Stellenwert als noch in den 1960er- oder 1970er-Jahren. Auch meine eigene Dissertation ist sehr schwierig zu lesen, ich habe damals weniger auf die Erzählform, sondern auf eine systematische Präsentation der Forschungsergebnisse geachtet, was die Lesbarkeit erschwerte. Inzwischen gehört es zu den wichtigen Aspirationen eines guten Historikers, dass er versucht, ein spannendes Buch zu schreiben, ohne dass dabei die Komplexität der wissenschaftlichen Fragestellung Schaden nimmt. Man muss, mit andern Worten, komplizierte Sachverhalte einfach ausdrücken können.

Da hat die Geschichtswissenschaft offensichtlich einen ganz entscheidenden Schritt gemacht.

56

Die Aufwertung des Erzählens ist auch dem Interesse für interdisziplinäre Arbeitsweisen geschuldet und setzt selber wiederum Impulse für fächerübergreifende Problemstellungen frei. Ohne Kenntnisse in Ethnografie, Literaturwissenschaft, Metaphorik und Rhetorik lässt sich diese Aufgabe nicht lösen. Erst mit diesem breiten Blickwinkel lässt sich produktiv darüber nachdenken, welche Bedeutungen durch die Wahl von Erzählformen erzeugt werden. Es sind nicht die Fakten, die einer Geschichte ihren Sinn verleihen, sondern es ist die Dramaturgie der Darstellung, die Choreografie des Textauftritts. Zwei Aspekte sind hier besonders wichtig. Erstens lassen sich komplexe historische Sachverhalte am besten mit Perspektivenwechseln und einem Spiel mit Grössenordnungen darstellen. Man kann zum Beispiel zunächst die übergreifenden Zusammenhänge darstellen und dann mit einer Zoombewegung auf «kleine Ereignisse» fokussieren, die indessen so aufgeschlüsselt werden können, dass die grossen Prozesse darin sichtbar werden. Jacques Revel hat diesen Wechsel des Beobachtungsstandpunktes die «Jeux d'échelles» genannt. Zweitens lassen sich mit Techniken der Darstellungen auch emotionale Spannungen aufbauen, welche die kognitiven Botschaften einer Studie grundieren und die Teil einer plausiblen Interpretation sind. Kognition und Emotion sind keine Gegensätze, sondern bedingen und ergänzen sich gegenseitig. Jede nachhaltige Erkenntnis weist eine bestimmte Gefühlsladung auf – Historiker müssen solche Wechselwirkungen verstehen, um interessante Bücher schreiben zu können.

Es wird oft gesagt, dass der Mensch aus der Geschichte nichts lerne.

Die Geschichte vermittelt keine Rezepte. Trotzdem ist die Frage nach dem Lernen aus der Geschichte wichtig. Es gilt hier, eine Sensibilität dafür zu entwickeln, wer gerade wieder einmal die «Lehren der Geschichte» bemüht, um seine Position zu plausibilisieren. Zum Beispiel wird immer wieder auf die Beschwichtigungspolitik gegenüber Hitler in den ausgehenden 1930er-Jahren verwiesen. Um Ähnliches zu verhindern, wurde nun in unzähligen Konflikten auf Krieg gesetzt. Meistens waren diese kriegerischen Interventionen wenig überlegt; sie beruhten auf falschen Grundlagen und erwiesen sich als kontraproduktiv. Es wäre besser gewesen, vorher zu überlegen, ob man das Problem anders als mit Krieg hätte lösen können. Aber es kommt durchaus vor, dass man aus der Geschichte etwas lernt. Die Massnahmen, mit denen nach 2007 auf die Finanzkrise reagiert wurde, waren inspiriert durch Erkenntnisse aus der Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre.

Auch in Institutionen wie der Europäischen Union sind Lehren der Geschichte gleichsam verfestigt. Zu Recht hat die EU den Friedensnobelpreis bekommen. Nach dem Katastrophenzeitalter vor 1945 schufen ihre Vorgängerorganisationen, die Montanunion, die EWG und die EG, einen funktionierenden Rahmen für eine friedliche Entwicklung in Europa. Mit ihrer Osterweiterungspolitik hat die EU erneut zur Stabilisierung der «europäischen Innenpolitik» beigetragen. Die Rede von der EU als ein Friedensprojekt verdeckt allerdings einen noch wichtigeren Aspekt: Die EU ist ein Freiheitsprojekt. Nicht institutionell – diesbezüglich

sind Bürokratiekritik und die Forderung nach mehr Demokratie sehr angebracht. Aber vom politisch Imaginären her. Die EU wurde von Menschen geschaffen, die sich nicht mehr in einem beschränkten nationalen Identitätsmodell verstehen wollten. Die Nationen bleiben zwar – doch sie sind nur noch eine Ebene in einem Mehrebenensystem, auf dem verschiedene, auch widersprüchliche Identitätszuschreibungen stattfinden. Die EU hat es ermöglicht, die Nationen mit ihren Feindbildern, Bedrohungsängsten und ihrem Hass auf «die Andern» mit einem menschenrechtlichen Kosmopolitismus zu versöhnen. Selbstverständlich bleiben viele Probleme – etwa jenes der



«So, wie die Geschichtsbilder, sind auch die Gottesbilder einem historischen Wandel unterworfen.»

57

Gibt es eine Beziehung zwischen Geschichtsbildern und Gottesbildern?

Für den Historiker gibt es das durchaus. So, wie die Geschichtsbilder, sind auch die Gottesbilder einem historischen Wandel unterworfen. Gottesbilder kommen allerdings immer häufiger mit einer überzeitlichen Anspruchshaltung und einer intoleranten Wahrheitsbehauptung daher. Sobald Menschen behaupten, sie wüssten selber ganz genau, was Gott will, und dieses Gotteswort müsse nun ohne Abstriche zur Gesellschaftsnorm werden, haben Demokratie, Menschenrechte und auch die Wissenschaft einen schweren Stand. Der Weg der grossen Religionen in die Moderne war von einer gegenläufigen Tendenz geprägt: von der Einsicht nämlich, dass der Glaube mit einem säkularisierten Staat, mit einer komplex differenzierten, pluralistischen Gesellschaft und mit wissenschaftlichen Weltbildern durchaus vereinbar ist. Diese Entwicklung wird heute in den wichtigsten Religionen infrage gestellt. Fundamentalismus ist eine der grossen Herausforderungen für die Freiheit in der Gegenwart.

Matthias Zuber  
www.polidrom.ch



## Unterstützung und Beratung – die Krebsliga in Ihrer Region

**Krebsliga Aargau**  
Milchgasse 41, 5000 Aarau  
Tel. 062 834 75 75  
Fax 062 834 75 76  
admin@krebssliga-aargau.ch  
www.krebssliga-aargau.ch  
PK 50-12121-7

**Krebsliga beider Basel**  
Mittlere Strasse 35, 4056 Basel  
Tel. 061 319 99 88  
Fax 061 319 99 89  
info@klbb.ch  
www.klbb.ch  
PK 40-28150-6

**Bernische Krebsliga**  
Ligue bernoise contre le cancer  
Marktgasse 55, Postfach 184  
3000 Bern 7  
Tel. 031 313 24 24  
Fax 031 313 24 20  
info@bernischekrebssliga.ch  
www.bernischekrebssliga.ch  
PK 30-22695-4

**Ligue fribourgeoise contre le cancer**  
**Krebsliga Freiburg**  
Route St-Nicolas-de-Flüe 2  
case postale 96, 1705 Fribourg  
tel. 026 426 02 90  
fax 026 425 54 01  
info@liguecancer-fr.ch  
www.liguecancer-fr.ch  
CP 17-6131-3

**Ligue genevoise contre le cancer**  
11, rue Leschot  
1205 Genève  
tel. 022 322 13 33  
fax 022 322 13 39  
ligue.cancer@mediane.ch  
www.lgc.ch  
CP 12-380-8

**Krebsliga Graubünden**  
Alexanderstrasse 38  
Postfach 368, 7000 Chur  
Tel. 081 252 50 90  
Fax 081 253 76 08  
info@krebssliga-gr.ch  
www.krebssliga-gr.ch  
PK 70-1442-0

**Ligue jurassienne contre le cancer**  
Rue des Moulins 12  
2800 Delémont  
tél. 032 422 20 30  
fax 032 422 26 10  
ligue.ju.cancer@bluewin.ch  
www.liguecancer-ju.ch  
CP 25-7881-3

**Ligue neuchâteloise contre le cancer**  
Faubourg du Lac 17, case postale  
2001 Neuchâtel  
tél. 032 721 23 25  
LNCC@ne.ch  
www.liguecancer-ne.ch  
CP 20-6717-9

**Krebsliga Ostschweiz**  
Flurhofstrasse 7, 9000 St. Gallen  
Tel. 071 242 70 00  
Fax 071 242 70 30  
info@krebssliga-ostschweiz.ch  
www.krebssliga-ostschweiz.ch  
PK 90-15390-1

**Krebsliga Schaffhausen**  
Rheinstrasse 17  
8200 Schaffhausen  
Tel. 052 741 45 45  
Fax 052 741 45 57  
info@krebssliga-sh.ch  
www.krebssliga-sh.ch  
PK 82-3096-2

**Krebsliga Solothurn**  
Hauptbahnhofstrasse 12  
4500 Solothurn  
Tel. 032 628 68 10  
Fax 032 628 68 11  
info@krebssliga-so.ch  
www.krebssliga-so.ch  
PK 45-1044-7

**Thurgauische Krebsliga**  
Bahnhofstrasse 5  
8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 70 00  
Fax 071 626 70 01  
info@tgkl.ch  
www.tgkl.ch  
PK 85-4796-4

**Lega ticinese contro il cancro**  
Piazza Noretto 3, 6500 Bellinzona  
Tel. 091 820 64 20  
Fax 091 820 64 60  
info@legacancro-ti.ch  
www.legacancro-ti.ch  
CP 65-126-6

**Ligue valaisanne contre le cancer**  
**Krebsliga Wallis**  
Siège central:  
Rue de la Dixence 19, 1950 Sion  
tél. 027 322 99 74  
fax 027 322 99 75  
info@lvcc.ch  
www.lvcc.ch  
Beratungsbüro:  
Spitalzentrum Oberwallis  
Überlandstrasse 14, 3900 Brig  
Tel. 027 970 35 41  
Mobil 079 644 80 18  
Fax 027 970 33 34  
info@krebssliga-wallis.ch  
www.krebssliga-wallis.ch  
CP/PK 19-340-2

**Ligue vaudoise contre le cancer**  
Place Pépinet 1  
1003 Lausanne  
tél. 021 623 11 11  
fax 021 623 11 10  
info@lvc.ch  
www.lvc.ch  
CP 10-22260-0

**Krebsliga Zentralschweiz**  
Hirschmattstrasse 29, 6003 Luzern  
Tel. 041 210 25 50  
Fax 041 210 26 50  
info@krebssliga.info  
www.krebssliga.info  
PK 60-13232-5

**Krebsliga Zug**  
Alpenstrasse 14, 6300 Zug  
Tel. 041 720 20 45  
Fax 041 720 20 46  
info@krebssliga-zug.ch  
www.krebssliga-zug.ch  
PK 80-56342-6

**Krebsliga Zürich**  
Moussonstrasse 2, 8044 Zürich  
Tel. 044 388 55 00  
Fax 044 388 55 11  
info@krebssligazuerich.ch  
www.krebssligazuerich.ch  
PK 80-868-5

**Krebshilfe Liechtenstein**  
Im Malarsch 4, FL-9494 Schaan  
Tel. 00423 233 18 45  
Fax 00423 233 18 55  
admin@krebshilfe.li  
www.krebshilfe.li  
PK 90-4828-8

# Jahresspiegel

## aus der Schweizer Prominenz mit Magazin

29. Jahrgang

Herausgegeben von  
Hallwag Kümmerly+Frey AG  
zur Unterstützung der  
Krebsliga Schweiz

Preis Fr. 21.80

Davon gehen Fr. 5.40 und jeder  
zusätzlich gespendete Franken an  
die Krebsliga Schweiz.

Redaktion: Christine Mader

Layout: Grundsatz, Bern

Verlag, Herstellung und Vertrieb:

Hallwag Kümmerly+Frey AG

Grubenstrasse 109, 3322 Schönbühl

Telefon 031 850 31 31

jahresspiegel@hallwag.ch



Krebsliga Schweiz

Effingerstrasse 40, Postfach 8219, 3001 Bern

Telefon 031 389 91 00, Fax 031 389 91 60

info@krebssliga.ch, www.krebssliga.ch

Postkonto 30-4843-9

Wir danken für Ihre  
Unterstützung.  
Jeder Franken hilft  
beim Kampf gegen Krebs.



**krebsliga schweiz**

# Jahresspiegel

aus der Schweizer Prominenz

## Persönlich



Franz Nock  
Zirkusdirektor



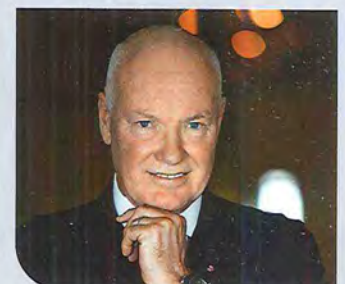
Mirjam Ott  
Curlerin



Gottfried Locher  
Präsident des Schweizerischen  
Evangelischen Kirchenbundes



Jakob Tanner  
Historiker



Jean-Claude Biver  
Verwaltungsratspräsident bei  
der Luxusuhrenmarke Hublot

**Krebsliga**

Leben nach dem Krebs

**Magazin**

Tipps und Trends

Fr. 21.80

Herausgegeben von  
Hallwag Kümmerly+Frey AG  
zur Unterstützung der  
Krebsliga Schweiz

